Bei einem Betrag mit sieben Nullen schaut doch keiner hin!

Autor(en): **Feldman, Frank**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **119 (1993)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-606840

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Frank Feldman

Bei einem Betrag mit sieben Nullen schaut doch keiner hin!

Ein Dutzend Jahre expandierten Geldsummen um uns herum wie glühende Sternenhaufen. Ein Milliärdchen hier — ein Milliönchen da. Aber auf einmal schauen die Menschen genauer hin, oder etwa doch nicht?

Der Augenblick war elektrisierend. Jedermann wusste: Da ist ein gestandenes Mannsbild, das mit Milliarden jongliert, ein Ballen Millionen hier, ein Paket Milliarden dort, kein Mickerling also, und um diesen schlagkräftigen Mammonjünger reissen sich Medienmanager ein Bein aus, um ihn für eine Quizshow zu gewinnen. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, er brilliert mit Fakten und Know-how. Die Zuschauer klatschen begeistert. Und dann, ohne Warnung, eine ganz harmlos klingende Frage des Quizmasters. «Sagen Sie uns, Mister Ross Goobey, wieviel kostet ein Liter Milch?»

Geld müsste mit Widerhaken besetzt sein

Die Gesichtsmuskeln des Geldgewaltigen spannten sich. In seinem Hirn surrten die Synapsen. Er wollte nicht sagen: Ich weiss es nicht. Also nannte er eine Hausnummer. Den Zuschauern stockte der Atem. «Falsch», sagte der Quizmaster erbarmungslos, «ein Liter Milch kostet 56 Pence und nicht 36.» Das hatte er nun davon, der berühmte Investmentbänker, mit Milliarden umgehen zu müssen und nicht mit läppischen Pennies. Geld öffnet Wege und verschliesst so viele andere. Und man konnte es den Gesichtern ansehen, was die Menschen dachten: Wer mit Geld um sich wirft, bleibt selten ein Mensch; und wie der Romancier Stevenson schon sagte: Ein Mensch, der mit Geld zu tun hat, ist ein verlorener Mensch. Und hier sass ein Kaiser ohne Kleider, der bis zum letzten Dezimalpunkt die Renditen Tausender Portefeuilles kannte — aber nicht, wieviel eine Flasche Milch kostet. Geld ist viel zu rund, es müsste eckig und mit Widerhaken besetzt sein, eine Million erst recht.

Ein Vittorio de Sica drehte seinen preisgekrönten Film «Fahrraddiebe» mit geliehenen 20000 Dollar, heute kostet eine Drehminute soviel. Zehn Millionen, zwanzig Millionen für die Gage eines Stars. Kann er die Millionen noch zählen? Eine Billion Umsatz an einer grossen Börse an einem Tag. Ist diese Grössenordnung noch messbar?

Da hat ein wichtiger Bankier — ich nenne nur seine Initialen: Sir E. de R. — Mühe und Not, auf die Spur von 100 Millionen verschollenen Pfund zu kommen. 100 Millionen lassen sich im vollcomputerisierten Zahlungsverkehr seit den geldtrunkenen achtziger Jahren leichter bemänteln und verstecken als umständliche 56 Pennies.

Zu viele steigen nach der ersten Million aus

Das muss auch der vor den Kanarischen Inseln ertrunkene Medienmogul Robert Maxwell gewusst haben. Nachdem man sein Verschwinden von seiner Jacht festgestellt hatte, das war im November 1991, kamen eine Menge unschöner Dinge zum Vorschein, zum Beispiel, dass er 420 Millionen Pfund vom Pensionsfonds seiner Angestellten auf fremde Konten überwiesen hatte. Und erst allmählich entdeckten Wirtschaftsprüfer, alles gestandene Mannsbilder, dass er 18 Milliarden Pfund hin- und hergeschoben hatte, um die zweieinhalb Milliarden zu verschleiern, mit denen er bei den Banken in der Kreide stand. In einem Jahr, tönte er einmal in seinem merkwürdigen Englisch an, hätte er 80 Millionen mit Devisenspekulationen verdient; und weil es sich um einen Betrag mit sieben Nullen handelte, wollte keiner genauer hinschauen. Man hätte ihn damals nach dem Preis einer Flasche Milch fragen sollen.

Der kanadische Millionär Conrad Black, der auch in England ein Zeitungsimperium sein eigen nennt, beklagte unlängst, dass zu viele Untertanen Ihrer Majestät nach ihrer ersten Million aussteigen und sich einen Fischweiher kaufen. Ein Amerikaner fange bei einer Million an, die ersten zehn Millionen anzupeilen. Ob er, Black, den Preis einer Flasche Milch kennt?

Gewiss hatte Bert Brecht recht, als er in «Arturo Ui» schrieb: «Die Macht hat stets, wer zahlt.» Aber die Macht über sich selbst hat nur, wer auch weiss, wieviel eine Flasche Milch und ein Wecken Brot kostet.

KÜRZESTGESCHICHTE

Schriftstellers Lohn

Henry Miller, der seinen Roman «Im Wendekreis des Krebses» 1934 in Paris herausbrachte, steckte bis zu seinem siebzigsten Lebensjahr dauernd in Geldnöten. Um seine Miete bezahlen zu können, entwickelte er ein ausgeklügeltes Bettelbrief-System. Und damit er einmal pro Tag zu einem warmen Essen kam, schlug er seinen Pariser Freunden vor, je einmal pro Woche bei einem von ihnen zu essen. «Als Gegenwert biete ich meine nicht zu verachtende Unterhaltung an.» Die Freunde nahmen an.

Als «Wendekreis des Krebses» ein Vierteljahrhundert später auch in Amerika endlich erscheinen durfte — Miller war bereits siebzig —, hatte das Buch lange gerichtliche Auseinandersetzungen zur Folge. Er aber hatte jetzt wenigstens auf Big Sur zu leben. Nach seinem Tod wurde das Manuskript für hundertfünfundsechzigtausend Dollar verkauft, der bislang höchste für ein Manuskript erzielte Preis.

Heinrich Wiesner